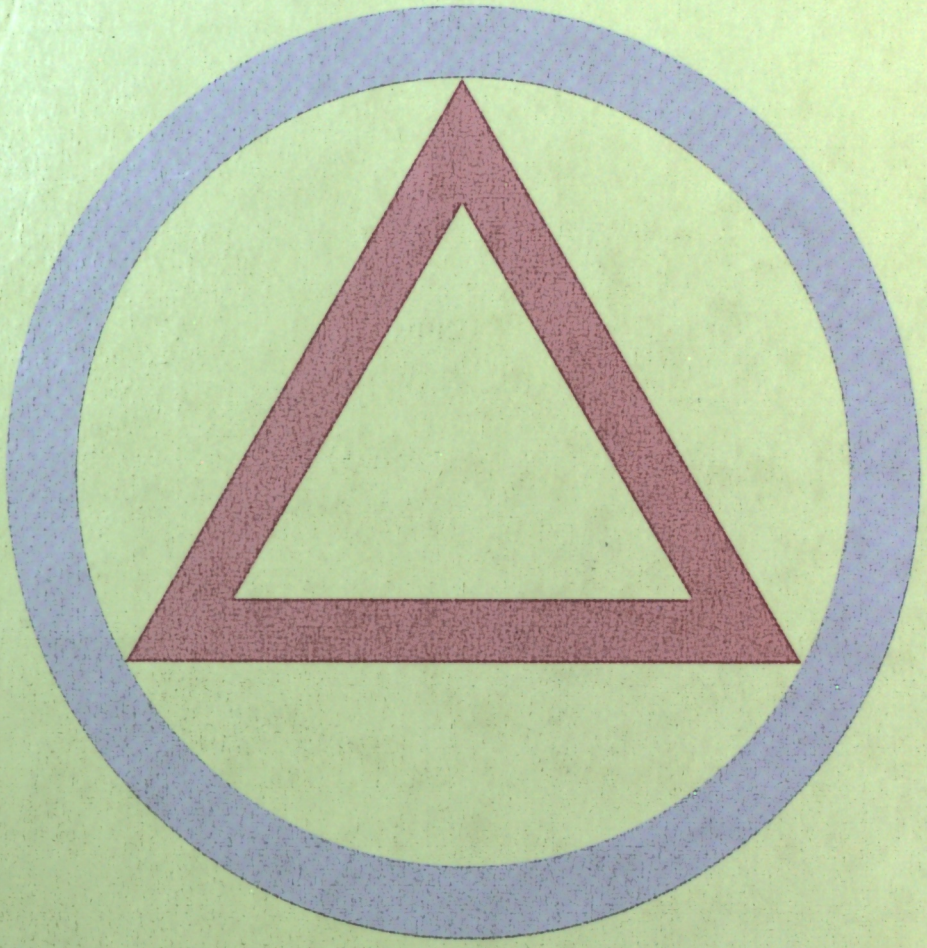

Handbuch Themenzentrierte Interaktion (TZI)

Herausgegeben von Mina Schneider-Landolf, Jochen Spielmann und Walter Zitterbarth

Vandenhoeck & Ruprecht

Ich

Walter Lotz

1. Definition

Das *Ich*: Personalpronomen in substantivierter Form, in der TZI eine von vier Kategorien des Strukturmodells *Ich – Wir – Es – Globe*, denen als gleich wichtige Wirkfaktoren in Lern- und Arbeitsprozessen und daher in der Gestaltung themenzentrierter Interaktionen besondere Beachtung zukommt. In der TZI-Literatur sind Ausführungen zum Faktor Ich in der Regel eher kurz gehalten (z. B. Farau u. Cohn, 1984, S. 352 f.; Matzdorf u. Cohn, 1992, S. 71; Kroeger, 1992, S. 97 f.; Langmaack, 2001, S. 48; Klein, 2002, S. 94; Löhmer u. Standhardt, 2006, S. 27): Dieser steht für die einzelne Person und ihre Bezüge. Die Idee des Ich, in der TZI als Chairperson noch einmal spezifisch gefasst, wird in den Schriften Ruth C. Cohns nicht zusammenfassend-abstrahierend, sondern wie in konzentrischen Kreisen in vielfältigen Facetten anschaulich und erlebnisnah verdeutlicht. So nimmt sie auch in ihren allgemeinen Überlegungen zur TZI immer wieder Bezug zu sich selbst, zu ihrem Erleben und zur Bedeutsamkeit der Persönlichkeitsentfaltung – auch im Hinblick auf die Ausübung funktionaler Rollen wie zum Beispiel der Leitung von Gruppen. Damit akzentuiert sie das Handeln in einer fachlichen Rolle durch Anteile der handelnden Person – auch im Zusammenhang ihrer therapeutischen Arbeit: »Sich selbst als Person einzubringen, bedeutet für den Therapeuten, sich über sich selbst äußern zu lernen. So bin ich zum Beispiel als Therapeutin nicht nur Therapeutin, sondern *auch* Frau, Emigrantin, Mutter, Freundin – immer eine, die in einer bestimmten Stimmung ist und eine bestimmte Entwicklung durchlebt. Dies bedeutet, dass ich versuche, mich im jeweiligen Augenblick so zu akzeptieren, wie ich bin, und mir dieser inneren Realität bewußt zu sein« (Cohn, 1975, S. 100).

Den zahlreichen Beispielen zur Bedeutsamkeit der von sich selbst sprechenden Person, die Ruth C. Cohns Veröffentlichungen wie einen roten Faden durchziehen, hier nachzugehen, würde der Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit ihrer Texte durch die komprimierte Darstellungsweise nicht gerecht werden können. Stattdessen soll die Essenz des Ich in drei anthropologisch-philosophischen Umwegen eingeholt und zusammengefasst dargestellt werden.

2. Rezeption: Voraussetzungen und Merkmale

2.1. Das sich selbst bewusste Ich im Spannungsfeld von Autonomie – Interdependenz

Wir sind »ich«-Sager; so charakterisiert Ernst Tugendhat (2003) den Menschen, dessen einzigartige Lebensäußerung in einer Sprache liegt, mit der er auf sich selbst Bezug nehmen kann. Mit dem Wort »ich« nimmt der Sprecher nicht auf etwas in sich Bezug, sondern er referiert auf sich selbst als ganzes Individuum.

Dabei kann er oder sie nicht nur die eigene aktuelle Befindlichkeit mit Hilfe der Sprache zum Ausdruck bringen: »Ich friere!« – das ließe sich auch durch das Zeigen von Gänsehaut oder einer verfrorenen Körperhaltung deutlich machen. Über dieses expressive Sprechen hinaus können sie und er auf etwas in Raum und Zeit verweisen, zum Beispiel auch eine eigene Erfahrung *dann und dort* zum Gegenstand machen: »Ich habe gestern etwas Eigenartiges erlebt.« Mit diesem Satz behauptet (1) ein »ich«-Sager, (2) etwas (zu einem bestimmten Zeitpunkt) erfahren zu haben, das (3) sich mit dem Begriff des Eigenartigen beschreiben lässt. Der »ich«-Sager bringt damit sein inneres Erleben in eine Vorstellung der Dreidimensionalität (von Sprecher, Sachverhalt und Begriff), kann diese mit anderen Vorstellungen (und damit mit anderen Erfahrungen) vergleichen, sie gegeneinander abwägen und aus einer selbstreflexiven Position heraus im Abgleich von Bedingungen und Möglichkeiten, Wünschen und Befürchtungen sein Handeln selbst gestalten.

Im »ich«-Sagen sprechen wir ausdrücklich von uns selbst als Individuum, das sich von allen anderen menschlichen Individuen und allen Dingen unterscheidet und alle Selbstaussagen kommen nur dem Sprecher als seine ureigensten Gefühle und Wünsche, Absichten und Gründe zu: »Ich kann mich als Person empfinden, erspüren und erkennen wie niemand sonst, nämlich subjektiv. [...] Nur ich und niemand sonst kann meine Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle und Gedanken für mich erleben, niemand außer mir hat meine Erinnerungen und Sehnsüchte und entscheidet für mich« (Farau u. Cohn, 1984, S. 354). Indem letztlich nur ich selbst mir meine Zustände zuschreiben kann, gewinne ich Selbstbewusstsein – als eine »ich«-sagende Person unter allen anderen, die dadurch von diesen anderen, die ebenfalls sich selbst ihre eigenen Gefühle usw. zuschreiben können, getrennt ist. Im ureigensten Selbstausdruck macht der »ich«-Sager ein nur ihm unmittelbar zugängliches Erleben zum sprachlich veräußerlichten Gegenstand und tritt dabei aus sich heraus. Gleichzeitig erlebt er sich in der Perspektive seines Sprechens als Mittelpunkt seines Universums. Insofern nimmt sich jeder »ich«-Sager wichtig; indem er das eigene Selbstbewusstsein aber allen anderen Menschen zuschreibt und sie damit als Mittelpunkt ihres je eigenen Universums betrachtet, entwickelt er »ein Bewusstsein davon, dass auch die anderen sich wichtig nehmen und dass er sich in einer Welt befindet, in der er selbst auch anderes wichtig nehmen [...] kann« (Tugendhat, 2003, S. 30). In dieser Perspektive von Differenzierung und Integration liegt der Ausgangspunkt des 1. Axioms von Autonomie und Interdependenz.

2.2. Das Ich als Person: Selbsterleben und Handeln in Beziehung (Wir) und Bezugnahme (Es/Globe)

Das Individuum ist unteilbare Lebenseinheit, die als Person in der Verfügbarkeit durch sich selbst steht und aus sich selbst heraus handelt. Wir sind Person durch die Einheit unseres Selbstbewusstseins. Trotz der unterschiedlichen Zustände, in denen ich in der Welt bin und trotz der verschiedenartigsten Gefühle, in denen ich diese Zustände erlebe, gewährleistet mein Selbstbewusstsein die vereinheitlichende Vorstellung, dass ich es bin, der diese hat/hatte/haben wird. Dabei wird deutlich, dass die – unterschiedliche Zustände und Gefühle übergreifende – Einheit der Person erst aus einem Begleitwissen entsteht, das eine Distanz zu dem jeweils unmittelbaren Erleben erfordert. Die Person ist daher keine Substanz, sondern entsteht im Bewusstsein als Selbstvergewisserung »über den Situationen« und im Handeln als Tätigwerden aus sich selbst heraus. Das ist die subjektive Perspektive.

Eine ebenso grundlegende intersubjektive Perspektive macht deutlich, dass sich die Möglichkeit des Personseins nicht allein aus dem Individuum heraus und von selbst entwickelt. Der Mensch als soziales Wesen gewinnt seine Selbstbestimmung im sozialen Bezug, das Personwerden ereignet sich zwischen Mensch und Mensch: »Ich werde am Du; Ich werdend spreche ich Du. Alles wirkliche Leben ist Begegnung« (Buber, 1984, S. 15). Im Angesprochenwerden und Antworten, also in der Anerkennung als Person durch den Anderen, liegt die Grundlage zur Entwicklung des Personseins. Insofern gibt es Personen »nur im Plural, der soziale Charakter des Personseins ist an das gegenseitige Anerkennungsverhältnis gebunden« (Hühn, 2004, S. 812).

Person ist der Mensch daher nicht allein durch seine individuelle Einzigartigkeit, sondern auch durch die seinen besonderen existentiellen Situationen entsprechenden Beziehungen, in denen er im Leben steht. »In einem dreifachen Bezugsverhältnis verwirklicht sich der Mensch als Person: in der Beziehung zu anderen Personen, in Beziehung zur Welt und in Beziehung zu sich selbst« (Schleißheimer, 2003, S. 154). Die TZI veranschaulicht dieses dreifache Bezugsverhältnis mit den prozessualen Faktoren des Wir, des Globe (und des Es als der »kleine Teil oder Aspekt der Welt von Dingen und Geschehnissen« (Matzdorf u. Cohn 1992, S. 72) und des Ich.

2.3. Das Ich im Lichte humanistischer Grundsätze: Gleichheit, Freiheit, Verantwortlichkeit

Ein an Menschenwürde und freier Persönlichkeitsentfaltung orientiertes Menschenbild ist an die Anerkennung dreier Grundsätze gebunden, die Ausgangspunkte humanistischer Ethik sind (vgl. Schleißheimer, 2003, S. 174–200):

a) Gleichheit: Im Alltag gehen wir oft trotz aller Unterschiedlichkeiten, die uns als Individuen kennzeichnen, von der Erwartung aus, der andere müsse doch

eigentlich genau so denken, fühlen und handeln wie ich. Damit übergehen wir die Tatsache, dass jedes Ich aus der Einheit seines Selbstbewusstseins heraus denkt, fühlt und handelt, und ignorieren die Authentizität des Selbstseins, die das Ich in seiner Unterschiedlichkeit begründet. Betrachten wir aber das formale Verhältnis, in dem der Andere zu sich selbst, zu anderen Menschen und zu den Gegenständen der Welt steht, dann sehen wir, dass dieses Verhältnis die gleiche Perspektivität hat wie das eigene. Wenn ich mich als Person betrachte, die über sich selbst verfügt, dann muss ich diese Selbstverfügung auch dem Anderen zu- und damit die Gleichheit des In-der-Welt-Seins anerkennen. Die Unterschiedlichkeit ergibt sich aus der Authentizität des Selbstseins, die Gleichheit durch die Instanz der Selbstverfügung, das heißt durch eine der eigenen Selbstbehauptung unterlegte Position, die prinzipiell auch die Position jedes anderen ist. Damit hat das selbstbewusste Ich zwei Bezugspunkte: seine Authentizität als Moment der Eigenständigkeit und den Bezugspunkt der personalen Instanz als Moment der Gleichheit aller.

b) Freiheit: Die Vorstellung, dem eigenen Leben aus sich selbst heraus seine Bestimmung zu geben und es nach eigenen Gründen zu gestalten, legt einen Begriff von »Freiheit in Bedingtheit« (Cohn, 1975, S. 120) nahe, der sich von Willkür-Freiheit und Wahl-Freiheit deutlich unterscheidet: Zum einen steht die Person in der Anforderung, das eigene Leben in den Grenzen des Möglichen bestimmen und die Spielräume des nicht (z. B. durch Instinkte) Determinierten nutzen zu müssen. Insofern entscheiden wir uns nicht für oder gegen unser Freisein, sondern sind in unserem Sein dazu »verdammt« (vgl. Sartre, 1943).

Zum anderen wählen wir nicht, zum Beispiel aus einem Vorrat vergangener Lebensentwürfe, unsere eigene Lebenspraxis einfach aus, sondern bringen diese in einer aktiven Auseinandersetzung mit Traditionszusammenhängen und aktuellen Möglichkeiten erst hervor. Damit sind Entscheidung und Verantwortung zentrale Momente der Freiheit.

c) Verantwortlichkeit: Wer sich, in den Grenzen der Bedingtheiten, als frei in seinen Entscheidungen und bezogen auf andere und anderes betrachtet, der wird sich seiner Verantwortlichkeit bewusst – und wird sich umgekehrt im Bewusstsein der Verantwortung seiner Freiheit inne. Ein unbedingt freies Wesen hat ebenso wenig Verantwortung wie eines, das durch seine Determination im Verhalten festgelegt ist. Erst unsere bedingte und begrenzte Freiheit stellt uns in die Verantwortlichkeit für unser Tun und Lassen.

Im Begriff der Verantwortung steckt das Antworten, das zunächst auf eine dialogische Situation verweist: Ich gebe jemandem Antwort – und sei es der inneren Stimme, die mein Handeln in Frage stellt. Hinzu kommt aber, dass dieses Antwort-Geben einen allgemeinen Anspruch voraussetzt, vor dem sich das Verantwortlichsein rechtfertigt. Dies sind die objektive und die kontextuelle Perspektive des Person-Seins.

Mit diesen Grundlagen eines humanistischen Handlungskonzepts wird folgende Konstellation angesprochen: Eine Person als Subjekt ihrer Entscheidung (Ich) begründet ihr Handeln in der Zuwendung zu anderen Personen (Wir) und

in Bezugnahme auf Sachen und Verhältnisse (Es/Globe), für die sie mitverantwortlich ist. Damit steht das autonom-interdependente Ich in Zusammenhängen, die »Lebendigem Lernen« zugrunde liegen. Und das Ich als Wirkfaktor im Prozess steht für die unhintergehbare Bedeutsamkeit der Person im Lernen und Arbeiten.

3. Kritik

Die Sichtweise der TZI entspricht einem Menschenbild, das einerseits gut begründbar ist, andererseits aus unterschiedlicher Perspektive in Frage gestellt werden kann: So entlarvt die philosophische Kritik das Ich als konstruierte Fiktion, die psychologische Kritik verweist darauf, dass das Ich nicht Herr im eigenen Hause sei, in der soziologischen Kritik verliert sich das Ich im Strudel wechselnder sozialer Inszenierungen und die neurowissenschaftliche Kritik stellt die nur scheinbar freie Handlungsentscheidung in den Zusammenhang biochemischer Determination. Es bleibt also letztlich eine Frage der Perspektive: Das in inneren Bedingtheiten und äußeren Beeinflussungen stehende, sich immer wieder neu konstruierende und daher leicht zerbrechliche, sich mit eigenen Wirklichkeitsbezügen und Illusionsbildungen herumschlagende Ich steht und fällt mit der individuellen Selbstbezüglichkeit der an sich gestellten Frage »Wer bin ich?«. Die TZI vertritt, bei allen Abwägungen und Relativierungen, die »Vision eines Menschen, der über sich und sein Bewusstsein sowohl nach innen (in sein Unbewusstes) als auch nach außen [...] hinauswächst, der bezogen *und* autonom wird und dessen Ich menschlich und sachlich themen- und beziehungsfähig werden und sich nicht nur um sich selbst drehen soll. So erst entsteht die gesuchte Autonomie in Interdependenz – im Angesicht aller inneren und äußeren Gefährdungen« (Kroeger, 1992, S. 106).